

Renate Möhrmann

MARTHAS MUTTER

[www.schenkbuchverlag.de](http://www.schenkbuchverlag.de)  
[www.schenkverlag.com](http://www.schenkverlag.com)  
[www.schenkverlag.eu](http://www.schenkverlag.eu)

Renate Möhrmann

MARTHAS MUTTER

Roman



SCHENK VERLAG ❖ PASSAU

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliographie;  
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-939337-95-9

© Schenk Verlag GmbH, Passau, 2014

Umschlaggestaltung: Gabi Bartha  
Satz: Tibor Stubnya

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

*Für Malte und Ulrike*

Sie haben dir viel erzählt,  
Und haben viel geklagt;  
Doch was meine Seele gequälet,  
Das haben sie nicht gesagt.

Sie machten ein großes Wesen,  
Und schüttelten kläglich das Haupt;  
Sie nannten mich den Bösen,  
Und du hast Alles geglaubt.

Jedoch das Allerschlimmste,  
Das haben sie nicht gewußt;  
Das Schlimmste und das Dummste,  
Das trug ich geheim in der Brust.

(Heinrich Heine: *Lyrisches Intermezzo*)

# I

*NEW YORK, 2005*

Der Brief meiner Schwester Allmuth kam überraschend. Schon lange hatten wir nichts mehr voneinander gehört. Uns zu schreiben zählte nicht zu unseren Gewohnheiten. Sie lebte in ihrer Welt, ich in meiner. Zwischen uns lag der Atlantik. Die gemeinsame Kindheit reichte nicht aus, um solche Entfernungen zu überbrücken. Geschwister verlassen sich im Lauf des Lebens. Was denn sonst sollen sie tun. Es gab keine wirkliche Verstimmung zwischen uns. Bloß das ganz gewöhnliche Vergessen in einem – jedenfalls für mich – aufreibenden Alltag. Täglich mit der Long Island Railroad zur Penn Station zu fahren, mit Hin- und Rückfahrt vier ganze Stunden für den Arbeitsplatz zu investieren, das war Europäern sowieso nicht zu vermitteln. Aber vermutlich hatte Allmuth andere aufreibende Verpflichtungen, die ich nicht kannte. Jedenfalls hatte sich unser Interesse füreinander verflüchtigt. Einfach so. Wie ein Duft verweht. Anfangs hatten wir uns zu Geburtstagen und zu Weihnachten noch geschrieben. Später unterblieb auch das. Wann das aufhörte, weiß ich nicht mehr genau. Es muss schon lange her sein.

Als ich ihren Brief auf den abgenutzten Dielen vor unserer Eingangstür fand, dachte ich sofort an etwas

Dramatisches. So ist es doch, wenn man sich nicht mehr schreibt. Man meldet bloß noch Katastrophen. Pflichtgemäß sozusagen. Wird plötzlich wieder zur Familie und verschickt die anfallenden Hiobsbotschaften. So viel Kitt ist noch da. Todeskitt.

»Liebe Martha«, schreibt sie. »Es geht um unsere Mutter. Ihre posthume Ehrung! Sie soll eine Grabtafel im *Garten der Frauen* auf dem Ohlsdorfer Friedhof erhalten! Es wird eine große Feier geben, zur Erinnerung an das Kriegsende vor sechzig Jahren. Besonders an die Kriegerwitwen! Die Einladung lege ich bei. Wir alle fänden es schön, wenn du kommen könntest! Natürlich kannst du bei uns wohnen! Und Howard auch!«

Bevor ich den Inhalt bedenke, überspringt mein Gedächtnis mühelos den Ozean und kehrt schnurstracks zu unserer Jugend zurück. Die vielen Ausrufezeichen, die ihren Brief wie ein kleines, schwarzes Gitterwerk durchziehen, die hatte Allmuth schon immer gemacht. Die waren nicht selten Anlass zum Streit zwischen uns gewesen. Ich hatte ihr vorgeworfen, alles ins Pathetische zu steigern. Keine schlichten Botschaften vermitteln zu können. Sie dagegen schalt mich, kein Gefühl zu haben. Damals hatte mich das tief getroffen. Wie lange das alles her war. Selbst der Tod unserer Mutter. Ich las die beigelegte Einladung noch einmal.

»60 Jahre nach Kriegsende. Gedenken an die Kriegerwitwen. Einweihung eines historischen Grabsteins. Dienstag, 1. November 2005. 11 Uhr. Im *Garten der Frauen* auf dem Ohlsdorfer Friedhof in der Nähe des historischen Wasserturms an der Cordesallee. In diesem Jahr der Erinnerung gedenkt der *Garten der Frauen* auch



der Kriegerwitwe Lena Johanna Hedwig Oderstett, geb. Kröger.«

»Wir alle fänden es schön, wenn ...«

Wer alle? Wer waren diese alle? Mein Schwager Erich, den ich seit fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen habe? Mein erster Ehemann, von dem ich nicht einmal weiß, ob er noch lebt? Meine Neffen und Nichten, Cousins und Cousinen, die in alle Welt verstreut sind? Die Kinder und Kindeskinde von Mutters Schwester Lotte? Von ihrem jüngsten Bruder Gustav, dem Nachkömmling, den wir das ›Findelkind‹ nannten, und die mit den Jahren hinzugekommenen Freunde, die ich nicht kenne? Seit ich in den Semesterferien nicht mehr regelmäßig in Deutschland bin, hat Amerika meine Vergangenheit verschluckt, und es kann gut sein, dass ich die meisten meiner Verwandten gar nicht mehr erkenne.

Natürlich bin ich damals zu Lenas Beerdigung gekommen. Habe das letzte Privileg der Tochter erlitten, um die Mutter zu trauern. Am Ort ihrer Bestattung. Aber jetzt. Zur Installation einer Grabtafel, unter der sie nicht einmal ruht. Nichts treibt mich mehr in die alte Heimat. Früher war das anders. Als Allmuth und ihre Familie noch alles wissen wollten. Von den Staaten. Von New York. Von meinem neuen Leben dort. Von meinen amerikanischen Kindern. Als es diesen lebhaften Austausch unter uns noch gab. Inzwischen fragen sie nicht mehr. Wissen sowieso alles über dieses riesige, widerspruchsvolle Land. Wissen alles besser. Kritisieren seine Oberflächlichkeit, seine Kulturlosigkeit – die vor allem –, seine Korruption, die Gewalt und die Gier nach Geld.

Verurteilen dieses ewige ›Keep smiling‹. Ich hatte damals ein bisschen gelacht und gemeint:

»Besser als euer ständiges Gejammer und Gemecker.«

»Du«, hatte Erich abfällig erwidert, »du bist ja selbst schon völlig amerikanisiert. Das merkst du nur nicht« und hatte seine Kritik mit einer Art Wegwerfbewegung unterstrichen, so als wolle er dies Land persönlich in den Müll werfen. Und mich gleich mit. Zu solchen Gesprächen hatte ich weiß Gott keine Lust mehr. Und jetzt, wo sich unter George W. Bush tatsächlich so vieles zum Schlechten gewendet hatte. Der Irak-Krieg. Die schlimmen Berater. Die Schurken-Länder. Die Heuchelei bei der Folter. Jetzt erst recht nicht. Denn wie hätte ich ihnen erklären können, dass das nicht alles ist. Nicht unser Alltag hier, den wir viel freundlicher erledigen. Weniger umständlich und missmutig. Im Vertrauen auf das Wohlwollen und die Hilfsbereitschaft unserer Nachbarn.

Eigentlich hätte ich mich mit Erich gut verstehen müssen. Eigentlich. Wir hatten den gleichen Beruf. Waren Hochschullehrer für Neuere Deutsche Literatur. Nur mit dem Unterschied – darauf bestand er –, dass ich in den Staaten lehrte und er in Deutschland. Er mit, ich ohne Habilitation. Er Ordinarius, ich bloß Full Professor, auch wenn unsere Publikationslisten ziemlich gleich lang waren. Anfangs umgab mich noch ein bisschen die Aura des Neuen: »Meine Schwägerin lehrt an der City University in New York. Im Graduate Center.« Das klang aufregend. Aber dann, als in den neunziger Jahren der Glanz von Amerika zu verblassen schien, da verlor auch ich mein bisschen Glanz in seinen Augen.

»Martha, fertig«, ruft Howard aus der Küche.

»Was? Was ist fertig?«

»Die Baked Potatoes und die T-Bone-Steaks.« Das ist das Startsignal. Wie beim Sport. Auf die Plätze, fertig, los. Howard ist der perfekte Steak-Koch, und sein Kurzgebratenes gehört sofort auf den Teller. Eine Minute zu lange in der Pfanne, und der Pfiff ist raus, meint er.

»Hörst du, Martha, oder woran sitzt du grad? An den Referaten aus dem Romantikkurs für die Graduates?«

»Nein, an einem Plädoyer für die Vereinigten Staaten.«

»Wow, eine kühne und aufreibende Arbeit unter der Bush-Administration, jetzt, wo in God's Own Country so viel shit liegt.«

»Na ja, vergiss nicht, neben all dem shit liegt immer noch Gold, das glänzt.«

»Wie zum Beispiel dies Steak. Nirgendwo auf der Welt gibt's besseres Rindfleisch. So viel steht fest. Chicago-Style.« Zufrieden legt er mir das Steak neben meine weiche, mit Sour Cream beschichtete Baked Potatoe.

»Ist es nicht zart und kross zugleich?« Er erwartet offenbar mehr Lob von mir. Das heißt: überhaupt ein Lobeswort. Zu Recht, denn ich stecke noch ganz in Allmuths Brief und merke gerade, dass ich zu seinem Essen kein Wort gesagt habe. Wo es inzwischen zum Ritual gehört, die Gerichte des anderen ausgiebig zu kommentieren und zu loben. Wir horten unser gegenseitiges Lob wie Komplimente aus einer vergangenen Zeit, wo anderes an uns Bewunderung hervorrief. Nach dem Essen zeige ich ihm Allmuths Schreiben.

»Du fährst doch hin?«

»Ich weiß nicht, Howard. Eigentlich drängt mich nichts.« Ich schaue in unseren Garten. In das dunkelrot leuchtende Blattwerk. Denke an den 1. November. Dann ist der Himmel grau in Hamburg. So grau wie die Straßen.

»Und übrigens ist es bloß eine Informationstafel. Eine Grabtafel mit Lenas Koordinaten. Meine Mutter hätte mich bestimmt von dieser Pflicht befreit. Ganz sicher hätte sie das. Sie war nie konventionell.«

»So kannst du das nicht sehen, Martha. Zeig mir mal die Einladung.«

»Der *Garten der Frauen* gedenkt der Kriegerwitwen des Zweiten Weltkriegs. Sie und die vielen anderen Frauen waren es, die nach den oft unerträglichen Belästigungen, Ängsten und Entbehrungen während des Zweiten Weltkriegs einen wesentlichen Anteil am Aufbau des neuen demokratischen Deutschlands hatten. Bei Kriegsende lebten in Deutschland 7,3 Millionen mehr Frauen als Männer. Das neue Deutschland brauchte die Frauen als Überlebensarbeiterinnen.«

»Da musst du hin. Es geht ja nicht bloß um deine Mutter. Das ist ein historischer Feiertag. Eine historische Verpflichtung. Der kannst du dich nicht einfach entziehen.«

»Wenn du es so siehst ...«

»So *muss* man es sehen, Martha.«

»Und du? Kommst du mit?«

»Nein, das ist deine Feier. Außerdem finde ich diese Fliegerei über den Atlantik mit Time lag, den endlosen Warteschlangen vor den Schaltern, den ständigen Verspätungen und dem ganzen Gewusel inzwischen ziemlich

anstrengend. Zu anstrengend in meinem Alter. Dieses stundenlange Sitzen mit gekrümmtem Rücken und angewinkelten Beinen, in fast embryonaler Haltung, das ist nichts mehr für mich.« Ich sehe ihn an, wie er mir gegenüber sitzt. Es stimmt schon. Er ist alt geworden. Meistens fällt mir das gar nicht auf. Im gemeinsamen Alltag merkt man das kaum. Man sieht ja nicht, wie die Falten wachsen. Bloß dass sie da sind. Seine Augen haben immer noch dieses tiefe Blau. Mittelmeerblau. Nur dass sich darunter kleine Säckchen gebildet haben. Gelbliche, kleine Hautsäckchen, die manchmal zittern, wenn er lacht. Und plötzlich durchzuckt es mich mit schmerzender Schärfe: Leben heißt alt werden. Weiter nichts.

»Du hast Recht, Howard, ich werd wohl fahren müssen. Auch wenn mich die alte Heimat nicht besonders lockt. Aber auf keinen Fall bei Allmuth wohnen. So nett das gemeint ist.«

»Viel persönlicher als im Hotel«, schreibt sie. Eben. Bei anderen zu wohnen habe ich nie besonders gemocht. Immer als anstrengend empfunden. Und nun gar bei der eigenen Schwester, die nicht aufhört, unser beider Leben in Konkurrenz zu stellen. Auch in diesem Brief wieder. »Im Alter«, schreibt sie, »genießt man es besonders, ein Elternhaus zu haben und in *der* Stadt zu leben, in der man geboren ist, seine Jugend verbracht hat und sein ganzes Erwachsenenleben. Das ist wie ein schützender Wall, wenn alles sonst zerfällt. Hast du nicht Lust, nach deiner Pensionierung zurückzukommen? Hamburg ist sowieso die schönste Stadt der Welt.«

Einmal davon abgesehen, dass man in den Staaten als Hochschullehrer nicht mit einem bestimmten Alter

pensioniert wird, sondern so lange im Job bleibt, wie man möchte und kann, hatten wir auch hierüber Streit gehabt. Ich nämlich hatte behauptet, *überall* leben zu können. Wo es Kultur gibt, eine Sprache, die ich beherrsche oder lernen kann – und Freunde in der Nähe. »Ich habe eben noch meine Wurzeln«, entgegnete Allmuth stolz und scharf zugleich und tat so, als haftete meiner wurzellosen Existenz, wenn es denn eine war, irgendetwas Unanständiges an. Etwas jedenfalls, das sie sich und ihrer eigenen Brut nicht wünschte. Mag sein, sie meinte das alles nur gut. Vermutlich sogar. Nur, dass es mich zunehmend nervte. Fest steht, ich werde ins Hotel gehen. In ein kleines Hotel am Hafen. An der Elbe. Dort, wo unsere Mutter uns manchmal, ganz früh morgens, wenn alles noch schlief, mit zum Fischmarkt nahm und wo wir zum Frühstück gebratene Scholle aßen. Finkenwerder Maischolle mit Speck gespickt. Wir Kinder waren immer ganz aufgeregt, wenn wir durch die leere Stadt fuhren, weil alles noch schlief und wir die einzigen Fahrgäste waren. Allmuth schob mir meist das größere Stück Fisch zu, weil ich so dünn war und noch wachsen musste. Sie war die Ältere, eher fürsorglich als bossy. Ich sagte es ja schon. Es gab keine grundsätzliche Zwietracht zwischen uns. Damals. Unsere Leben liefen einfach auseinander. Ich habe es kaum bemerkt, dass sich etwas veränderte.

Erst, als es bei mir immer weiter ging: Promotion, Assistant Professor, Associate und Full Professor mit Tenure, dem begehrten Pensionsanspruch, und sie die Frau ihres Mannes blieb, ihm den Alltag blank putzte und den Ärger wegfegte, die Familie ihre Zeit voll ausfüllte und keine andere Zeit mehr darin Platz fand, erst

da fing sie an, auf den Staaten herumzutrampeeln. Und auf mir. »Ein Land eben«, schrieb sie, »dem das Wohl seiner Kinder nicht alles ist wie bei uns, dem Land der Kinderpädagogik. Eine Gesellschaft, die ihre Kinder wegpackt wie schmutzige Wäsche, damit die Mutter sich selbst verwirklichen kann. Dazu verdienen. Dazu verdienen muss. Denn mit *einem* Gehalt kann man bei euch seine Familie ja nicht mehr ernähren. Ein fabelhaftes Land, wirklich.« Die Tretereien gegen die Staaten hörten nicht auf.

Gewiss: Aus all dem sprach Bitterkeit. Eine Bitterkeit, der ich mich nicht aussetzen wollte. Zu ändern war ja nichts daran. Die Zeiten, als man die Schwester mit einem größeren Stück Scholle glücklich machen konnte, die waren endgültig vorbei. Ein eigenes Hotelzimmer, das ist in dieser Situation bestimmt das Beste.

»Dann ist es also entschieden. Und wann soll's losgehen?«

»Ach, Howard, es kommt alles so plötzlich. Erst mal muss ich ins Center, um für Vertretung zu sorgen. Wir sind ja mitten im Semester. Ausgerechnet der 1. November. Wieso nicht in den Ferien?«

»Allerheiligen, my dear. Weil am 1. November Allerheiligen ist. Das gibt eine besondere Weihe.«

»Zum Teufel mit all den Heiligen. Die müssen ja nicht dabei sein. Den Krieg haben sie schließlich auch nicht verhindert. Und meiner Mutter schon gar nicht geholfen.«

»Martha, du lässt wieder mal die gebührende Ehrfurcht vermissen. Das ist bedenklich.« Howard grinste bis zu den Ohren.

»Ja, so ist es. In God's Own Country erlaube ich mir, den lieben, alten Gott dahin zu schicken, wohin er gehört. Ins Märchenland. Wer will, kann ihn sich ja wieder ausbuddeln. Als Froschkönig zum Beispiel. Der ist dann nicht mehr ein verwunschener Prinz, sondern ein verwunschener Gott. Das, übrigens, ist etwas, was mir in diesem Land total missfällt. Diese Gotthörigkeit. Im doppelten Sinn.«

»Die Kirche hat bei uns schließlich einen ganz anderen Stellenwert. Sie ist eher ein gesellschaftlicher Faktor. Man versammelte sich im Gotteshaus, weil es andere öffentliche Räume einfach noch nicht gab. Das ist dann so geblieben.«

»Stellenwert hin oder her. Mir stinkt's einfach, wenn jeder Präsident jeden Morgen zuerst in die Kirche trabt, bevor er ins Weiße Haus geht. Clinton oder Bush. Darin sind sie alle gleich. Bloß dass Clinton vorher noch zum Frisör eilt.«

»Das ist die Feminisierung der Politik. Dagegen kannst du doch nichts haben, honey. Soll ein Mann etwa nicht schön frisiert sein?«

»Klar soll er das. Deshalb mein Vorschlag: Du lässt dir noch heute einen neuen haircut machen. Über den Ohren franst dein Haar nämlich aus wie eine alte Couchdecke.«

»Ich dachte, das wirkt intellektuell, so ein paar längere Haarsträhnen seitwärts den Kopf herunter.«

»Come on, dear, das wirkt einfach bloß ungepflegt.«

»Na schön. Wenn du in Deutschland bist, dann geh ich mal zum Frisör. Versprochen.«

»Ach, Howard, ich liebe dich.«



Im Graduate Center geht es nicht bloß um meine Vertretung. Gerade jetzt, wo die Studiengebühren erhöht wurden – eigentlich ein Unding für eine staatliche Universität –, ist die Lage prekär. Es gibt immer weniger Studenten für das German Program. So verhandeln die German Departments von Columbia, von NYU und der City University, ob sie nicht ein Konsortium bilden sollten. Endlose Sitzungen, endloser Papierkrieg, endloser Streit. Wo soll gespart werden? Wer entscheidet das? Was kommt dabei wirklich heraus? In Verwaltungssachen war ich nie besonders gut.

Die City University ist pleite. Ebenso wie die Stadt New York. Neue Sponsoren müssen gefunden werden. Neue Alumni. Bei sinkender Studentenzahl ist das schwierig. Mein Gott, was für Klimmzüge machen wir alle, um das Programm attraktiv zu gestalten. Der letzte Schrei: Die Literaturverfilmung. Der verwandelte Text. Wenn die Studenten schon nicht mehr lesen, dann soll ihnen die deutsche Literatur wenigstens über die Leinwand vertraut gemacht werden. Zwei Stunden *Zauberberg*, das schafft jeder. Und wenn *Die Blechtrommel*, der 700 Seiten lange Günter Grass, auch als Film zu haben ist, noch dazu von dem Goldene-Palme-Regisseur Volker Schlöndorff, dann liest man doch nicht den Roman. Natürlich hoffe ich, dass manch einer es dennoch tut. Im Übrigen läuft das Seminar nicht schlecht. Es schärft die Aufmerksamkeit für die unterschiedlichen Erzählformen der beiden Medien.

»Eigentlich ist Film schwerer als Literatur«, meinte Brian kürzlich in einer Einführungsveranstaltung.  
»Zum Beispiel: Der Autor braucht bloß zu schreiben:

>Die junge Frau überquerte die Straße und ging direkt auf das Haus zu.< Der Regisseur muss die Straße zeigen. Eine ganz konkrete Straße. Muss sich überlegen, ob sie breit oder schmal ist, befahren oder nicht, von Bäumen umrandet oder baumlos. Er muss die Frau finden, die die Straße überquert, und den Typ von Haus, in das sie geht. Viel Arbeit für einen Satz, oder? Dazu kommt der Ton. Ohne Ton läuft sowieso nichts mehr. Kontrastmusik oder Synchronisation von Bild und Ton. Repertoiremusik, Alltagsgeräusche, Pop-Tracks, Jazz-Scores oder elektronische Klangerzeuger? Ne Menge Entscheidungen zu treffen.<<

Sie macht ihnen Spaß, diese Einführung. Und mir mit. Sie fragen völlig unbefangen. Wie anders, als zu meiner Zeit, denke ich plötzlich. Hin- und hergedreht haben wir die Fragen, wenn wir überhaupt welche gestellt haben. So lange daran herumgebastelt, bis wir glaubten, sie aus uns heraus und in den machtgeschützten Raum hineinschicken zu können. Ich stelle mir vor, jemand hätte damals behauptet, >Film ist schwerer als Literatur<. Nicht auszudenken. Colin könnte den Kursus vertreten. Colin Richardson. Der wäre der Richtige. Nicht viel älter als die meisten Studenten. Mit schlaksigen Bewegungen und schlecht geknoteter Krawatte. Keiner, der gern Recht behält. Im Gegenteil. Mehr an ihren Fragen interessiert als an seinen Antworten. Auch mit dem Dekan muss ich noch reden. Schon wegen der anstehenden Committees. Möglichst gleich morgen.

Douglaston, Bayside, Auburndale, Flushing, Queens ... die Namen der Haltestellen bis zur Penn Station spulen in meinem Kopf ab wie die immer gleiche

Melodie einer Spieluhr. Und dann die 42. Straße. Damals eine der wildesten Vergnügungsmeilen der Stadt. Die ganze Straße ein einziger Puff. Mittendrin die Nummer 33 West, die City University. Eingerahmt von den billigsten Pornoshops. In den Schaufenstern stapeln sich Brüste und Hintern. Alle riesengroß. Fotos von nackten Frauen in vollem Körpereinsatz. Zwischen den gespreizten Schenkeln bloß ein kleiner schwarzer Balken. Vor den Schaufenstern Männer, denen der Sabber aus dem Mund läuft. Bei all dem geballten Fleisch fällt der Eingang zur Universität kaum auf. Ich muss daran denken, wie ich zu meiner ersten Veranstaltung vor vielen Jahren diese Straße aufwärts und abwärts lief. Immer wieder rauf und runter. Auf der Suche nach der Nummer 33 West. Überall bloß leuchtende Lust.

»Komische Sache, die Körper von Männern. Ist das Lust? Macht sie das wirklich an, dies fette Fleisch?«, habe ich Howard gefragt.

»Manche schon. Du sagst ja selbst, wie sie davor stehen bleiben. Mit geilem Blick.«

»Und dich? Macht dich das an?«

»Mich nicht«, lachte er. »Nein, mich nicht.«

Natürlich kann man sich in einem langen Eheleben nicht an die einzelnen Nächte erinnern. Was in Erinnerung bleibt, ist eher eine diffuse Sexualmasse, die sich wie Mehltau über die vielen Jahre legt. Aber an den Sex, den wir nach diesem Gespräch hatten, an den erinnere ich mich genau. An diesem Abend war unsere Haut besonders dünn, empfindlich für die kleinste Bewegung, und unsere Herzen schlugen im gleichen Takt. Die ganze Nacht. Die Lust schien kein Ende zu nehmen. Immer

wieder verstand es Howard, mich auf den Siedepunkt zu bringen. Und ich ihn. So fühlt sich Glück an, dachte ich damals und glaubte, dass das auch daran lag, weil er mir zeigen wollte, dass sein Körper keine *komische Sache* war, wie bei den Männern vor dem Schaufensterfleisch, sondern mir galt. Nur mir. Und Liebe und Lust nicht immer verschiedene Wege gingen.

Jede Frau müsste mindestens zwei Ehemänner in ihrem Leben haben und ein paar Liebhaber dazu. Wie sonst soll sie wissen, wie Sex sein kann. Wäre ich bei Klaus-Peter geblieben, meinem ersten Mann, bei seiner notorischen Auf-mir-drauf-Masche, ich wäre platt wie eine Flunder geworden und hätte nicht gewusst, was alles in meinem Körper verborgen war. Howard ist unkompliziert. Fragt mich einfach, worauf ich besonders Lust habe, und kann über sich selbst lachen, auch wenn es nicht klappt.

»Schlaff, der Junge heute Abend«, sagt er dann bloß. »Geben wir ihm eine kleine Auszeit.« Ich werde ihn in Hamburg vermissen, auch wenn ich gut verstehe, dass er nicht mitkommt. Diese Flüge über den Atlantik werden immer beschwerlicher, und der Time lag mit dem Älterwerden auch. Aber mit Howard zusammen wäre es leichter dort für mich gewesen. Ich müsste mich dann weniger rechtfertigen. Seine bloße gelassene Präsenz wäre der Garant dafür, dass mein Leben in ihren Augen nicht völlig misslungen war. Aber das kann mir im Grunde egal sein. Zwei Wochen, die sind schnell überstanden.

Howard fährt mich zum Flughafen. Meine Maschine geht vom John F. Kennedy Airport ab. Zum Glück. Das ist von uns aus, der Hollywood Avenue in Douglaston,

eine knappe Stunde. Kürzlich, als wir seine Schwester vom Newark Airport abholen mussten, waren wir fast einen halben Tag unterwegs. Jetzt gehen wir bloß auf den Northern Boulevard und von dort gleich auf den Van Wyck Expressway. Das ist schnell geschafft. Ich sage Howard, dass er mich bloß absetzen soll. Vom Parking Lot bis zum Terminal A wäre das wieder ein ganzer Fußmarsch.

»Not a sentimental journey«, ruf ich ihm zu und verschwinde in der riesigen Eingangshalle. Kein fröhlicher Ort mehr, der Flughafen. Vollgestopft mit Menschenmassen. Auf den Rolltreppen, den Laufbändern, vor den Check-In-Schaltern und der Kontrolle. Menschen aus allen Richtungen. Gehen. Laufen. Drängeln. Stoßen sich gegenseitig an mit ihren schweren Taschen und vollen Caddies. Schreiende Kinder. Quietschende Koffer. Schrille Lautsprecherstimmen. Und – seit dem 11. September – immer mehr Polizei. An allen Ecken stehen sie, diese Männer mit Colt und den polierten schwarzen Stiefeln, mit den raspelkurzen Haaren und den zugeschlossenen Gesichtern. Bei den Ticketautomaten, den Wechselstuben und den Kontrollschleusen. Wahrlich, kein fröhlicher Ort mehr, der Airport.

Ich schaue auf die Abflugtafel. Fremde Welten leuchten mir entgegen. Madrid. Paris. Tokio. Buenos Aires. Dubai. Neapel. Rom. Was wäre wenn ... wenn ich mein Flugziel änderte, die Wirklichkeit einfach davonfliegen ließe und in eine dieser Städte auf der Tafel flattern würde: nach Rom zum Beispiel. Auf der Piazza Navona säße. An Berninis *Vier-Ströme-Brunnen*. Im letzten Licht der *Ottobrata Romana*, dieser milden Ok-

tobersonne, anstatt im nassgrauen November von Hamburg. Schon wird mein Flug aufgerufen, American Airlines, Flugnummer 8640 nach Frankfurt. Ich werfe das Märchen in den Müll und arrangiere mich wieder mit der Wirklichkeit. In meinem Alter träumt man solche Sachen nicht mehr. »In unserem Alter tut man bloß noch, was nottut«, sagt Allmuth, meine deutsche Schwester. In spätestens sechzehn Stunden werde ich sie umarmen.

Ich krame in meiner Tasche. Immer dasselbe. Mein Ausweis, mein Boarding Pass, meine Reiseroute. Nicht zu finden. Extra bereit gelegt und doch nicht zu finden. Mein Ausweis sollte im Seitenfach stecken. Im letzten Seitenfach meiner Tasche. Zusammen mit dem Ticket. Schnell griffbereit sein. Ist er aber nicht. Jetzt liegen die Tempotaschentücher dort und mein Führerschein. Und wo, zum Kuckuck, ist überhaupt mein Portemonnaie, das für die Scheine? Und das Adressbuch? Ich finde meine Puderdose, zwei Lippenstifte, Parfum, Handcreme und Wimperntusche. Aber das alles brauche ich jetzt gar nicht. Das ist für später. Für meine Ankunft in Hamburg. Für die Restaurierung meines Gesichts. Diese trockenen Flugzeugnächte setzen mir arg zu. Stehlen all meine Feuchtigkeit. Lassen mich schlagartig schrumpeln. Verwandeln mein Haar in Stroh. Aber wo, zum Teufel, ist mein Pass? Ich trete aus der Reihe und kippe den ganzen Tascheninhalt auf den nächsten Bistrotisch von der Bar gegenüber. Alles purzelt durcheinander. Mitten in diesem Haufen liegen mein Ausweis und der Boarding Pass. Ich sammle alles wieder ein und beginne von Neuem. Stecke den Ausweis ins Seitenfach. Diesmal

fühle ich zweimal nach. Ist das schon die beginnende Altersdemenz?

»Unsinn«, hatte Howard gesagt. »Du steckst einfach zu viel in deine Tasche. Schleppest zu viel mit. Das ist es. Sieh mich an!« Und kann kommt natürlich die alte Leier. Sein Reisegepäck: die obligate Zahnbürste, der Pyjama, Kreditkarte, Ticket und Pass. That's it. Aber das ist es nicht. Ich habe immer viel mitgeschleppt. Wie die meisten Frauen. Kulturelle Sozialisation. Und nie Probleme damit gehabt. Brauchte nicht alles raus- und wieder reinzukramen. Früher. Es muss doch etwas mit dem Alter zu tun haben. Mit dem Älterwerden. Alles lässt schließlich nach. Die Sehkraft, das Gehör, das Gedächtnis, die Beweglichkeit, die Konzentration. Die Wirbelkörper senken sich, die Knochen werden brüchig, das Haar wird schütter, die Haut faltig, und die Verdauung stockt. Die Leber bildet sich zurück, und die Arterien verkalken. Das ist es. Meine schleichende Verkalkung. Deshalb habe ich meinen Pass nicht finden können. Was für ein Horror, das Alter. Ein Gedicht von François Villon fällt mir ein:

Die Nase krumm, der Scheitel bloß,  
Die Ohren moosgrün niederwippen.  
Das Antlitz bleich, tot, farbenlos,  
Runzlig das Kinn, wulstig die Lippen.  
Das ist der Menschheit Schönheit Ende.

Dabei muss ich an den siebzigsten Geburtstag meiner Mutter denken.

»Wie fühlst du dich mit siebzig, Mutti?«, hatte Allmuth sie gefragt.